

THEOLOGISCHE REVUE

118. Jahrgang

– Mai 2022 –

Witt, Christian Volkmar: Lutherische »Orthodoxie« als historisches Problem. Leitidee, Konstruktion und Gegenbegriff von Gottfried Arnold bis Ernst Troeltsch. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. 197 S., ln. € 70,00 ISBN: 978-3-525-50184-9

Anders als es der Titel vermuten lassen könnte, setzt sich der protestantische Mainzer Kirchenhistoriker Christian Volkmar Witt nicht mit der luth. Orthodoxie als solcher auseinander, sondern mit deren Interpretation durch orthodoxiekritische Theologen des 18. und 19. Jh.s. Den beiden im Untertitel genannten Eckpfeilern, Gottfried Arnold und Ernst Troeltsch, gilt dabei das Hauptinteresse. Innovativer freilich ist die Auseinandersetzung mit den Gestalten dazwischen, mit Mosheim, Schroeckh, Baumgarten, Semler, Spittler, Planck, Hase, Baur und Tholuck, denn Arnold und Troeltsch und ihre Sicht der Protestantismusgeschichte wurden schon oft behandelt, die der anderen Genannten wesentlich seltener.

Es handelt sich also um eine begriffs- und ideengeschichtliche Untersuchung, theoretisch und methodisch fundiert durch die Studien des britischen Historikers David Armitage und, mehr noch, des deutschen Soziologen Karl-Siegbert Rehberg. Sie mündet in eine Infragestellung der historiografischen Brauchbarkeit des Orthodoxiebegriffs – und einen Alternativvorschlag.

In einem einführenden theoretischen Kap. wird „Orthodoxie“ zunächst diskutiert als „Leitidee“ (11), „Konstruktion“ (17) und „Gegenbegriff“ (29); „Orthodoxie“ wandelte sich von der „affirmativen Selbstbezeichnung“ zu einem „pejorativ-fremdbezeichnenden Etikett“ (29). Danach wird auf der Basis von Quellen gezeigt, wie durch Arnold die Leitidee zu einer „asymmetrische[n] historiographische[n] Kategorie“ wurde (45), das heißt sie wurde – mit Worten Rehbergs – „beibehalten, zugleich aber ganz umgewertet“ (74). Im 18. Jh. blieb diese Kategorie dann bei den „prominente[n] Vertreter[n] des kirchengeschichtlichen Höhenkamms“ (75) dieser Zeit jedoch wieder „liegen“ (73). An der Wende vom 18. ins 19. Jh. fand sie dann bei Spittler und Planck „positionelle Aufnahme“ (113) und im 19. Jh. wurde sie von Hase, Baur und Tholuck „positionsübergreifend etabliert“ (147), um dann an der Wende vom 19. zum 20. Jh. von Troeltsch „systematisch operationalisiert“ zu werden (203): „Das Neben- und vor allem Gegeneinander von ‚Orthodoxie‘, Pietismus und Aufklärung wurde darstellbar ohne den argumentativen Ballast historischer Legitimation der Ablehnung eines bestimmten Gegenwartsphänomens.“ (267) In einem abschließenden Kap. fasst W. seine Ergebnisse zusammen und zieht in neun Punkten Konsequenzen für die heutige kirchen- und theologiegeschichtliche Arbeit.

Die grundlegende Vorstellung des Anliegens der Untersuchung auf der Rückseite des Buches beschreibt den heutigen Stand der Forschung unzulänglich, ja verzerrend. Niemand begreift heute Orthodoxie einfach als „Gegenüber“ von Pietismus und Aufklärung. Niemand behauptet so einfach,

Pietisten und Aufklärer stünden, anders als die Orthodoxen, „in bester reformatorischer Tradition“ (Rückseite des Buches).

Wenn man die „historische Belastbarkeit und wissenschaftssprachliche Tauglichkeit“ des Orthodoxie-Begriffs „hinterfragen“ will – ein berechtigtes Anliegen – reicht es nicht, die „historiographischen Entwürfe des 18. und 19. Jahrhunderts“ zu diskutieren (Rückseite des Buches). Sie zu diskutieren ist ein wesentlicher Baustein dieser Hinterfragung, sie ist interessant und lehrreich, aber die Verwendung und Geschichte des Begriffs im 16. und 17. Jh.s ist für die zu treffenden Entscheidungen ebenso von Relevanz wie die Verwendung und (neue) inhaltliche Füllung des Begriffs im 20. Jh.

Kann man den Orthodoxie-Begriff erörtern, ohne das Selbstverständnis der so Bezeichneten einzubeziehen? Der Einsatz mit Gottfried Arnold greift somit zu kurz. „Orthodox“ war die Selbstbezeichnung der Theologen des späten 16. und des ganzen 17. Jh.s, seit Georg Major. Der Begriff findet sich in der Konkordienformel und auf vielen Buchtiteln der Theologen dieser Zeit. Er war eine stolz gebrauchte Selbstbezeichnung, die man zunächst einmal auf ihren eigentlichen Bedeutungsgehalt hin untersuchen müsste, bevor man sich der Abwandlung zum Schimpfwort zuwendet, wie sie sich dann durch Teile des Pietismus durchgesetzt hat. Gottfried Arnold benutzte „orthodox“ als Kampfbegriff, um sich von der früheren Theol. abzugrenzen, aber keineswegs alle Pietisten. Johann Albrecht Bengel hat sich selbstverständlich als orthodox angesehen und bezeichnet, und Zinzendorf legte in Stralsund sogar ein Rechtgläubigkeitsexamen ab.

Seit Jahrzehnten bereits verwendet die Forschung den Orthodoxie-Begriff wertneutral, ja sogar wertschätzend. Inhaltlich ist er längst nicht mehr so gefüllt, wie ihn die kritischen Pietisten und in deren Folge die aufklärerische, kritische Theol. gefüllt hatten. Längst ist klar, dass sich die Orthodoxen nicht nur mit der wahren Lehre beschäftigt haben. Gleichwohl hatten sie andere Schwerpunkte, einen anderen Stil, ein anderes Selbstverständnis als die pietistischen und die aufklärerischen Theologen, und dies bringt meines Erachtens der Orthodoxie-Begriff durchaus zutreffend zum Ausdruck.

Ich plädiere also für einen Weitergebrauch dieser Kategorie, für einen differenzierten, kritischen Weitergebrauch im Bewusstsein der mit jeder Begriffsbildung verbundenen Grenzen. Wir brauchen Begriffe, wir brauchen Kategorien, sonst ist nicht nur Forschung unmöglich, sondern erst recht die Lehre. In der Lehre geht es nicht ohne Elementarisierung und, wenn man so will, Vereinfachung. Die Geschichte gleicht einem großen Schrank. Ohne Schubladen kann man mit einem Schrank nichts anfangen. Auch in Forschung und Lehre geht es nicht ohne Schubladen. Der Benutzer von Schubladen ist allerdings in der Tat immer wieder neu gefragt, was er wo einsortieren und wie er die Schubladen benennen will. Ich plädiere im Rahmen der frühneuzeitlichen, Luthertum und Calvinismus umfassenden Kirchengeschichtsforschung und -schreibung weiterhin die als Selbstbezeichnung entstandenen Kategorien Orthodoxie und Aufklärung und die als Fremdbezeichnung entstandene Kategorie Pietismus zu verwenden.

Die von W. vorgeschlagene, aber nicht wirklich durchgespielte Alternative, in Zukunft „probeweise“ nur noch vom „frühneuzeitliche[n] Luthertum“ (281) zu sprechen, schafft keine bessere Situation, sondern führt vom Regen in die Traufe. Ist denn der Neuzeit-Begriff weniger belastet als der Orthodoxie-Begriff? Auch er verdankt sich einer polemischen Auseinandersetzung mit Früherem. Und was bitte sehr ist Luthertum? Gehören Melancthon und seine Schüler zum Luthertum? Und Johann Arndt?

Blickt man zurück auf die Historiographie der letzten Jahrzehnte, so zeigt sich, dass sich alles in allem herkömmliche, fest etablierte Begrifflichkeiten bewährt haben, freilich differenzierter inhaltlicher Füllungen bedurften. Neu eingeführte Begrifflichkeiten waren dagegen in der Regel kurzlebig. Man denke nur an Bernt Hamms „Frömmigkeitstheologie“ oder an Peter Blickles „Gemeindereformation“, v. a. aber an das einmal ach so populäre Konfessionalisierungsparadigma, das heute kaum mehr einer in den Mund nimmt, weil es sich letztlich als untauglich erwiesen hat.

Eine für ihren Untersuchungsbereich – Arnold bis Troeltsch – solide, interessante Studie, die aber gleichwohl nur für einen sehr kleinen Kreis von Spezialisten relevant sein dürfte.

Über den Autor:

Martin H. Jung, Dr., Professor für Historische Theologie am Institut für Evangelische Theologie der Universität Osnabrück (martin.jung@uni-osnabrueck.de)